

AMERIKAS POSTERBOY

Die Bilder des Amerikaners findet man in den öffentlichen Räumen der Städte – an Wänden und auf Straßenschildern, auf Plakaten und Stickern.

Text von Annett Scheffel

L Shepard Fairey

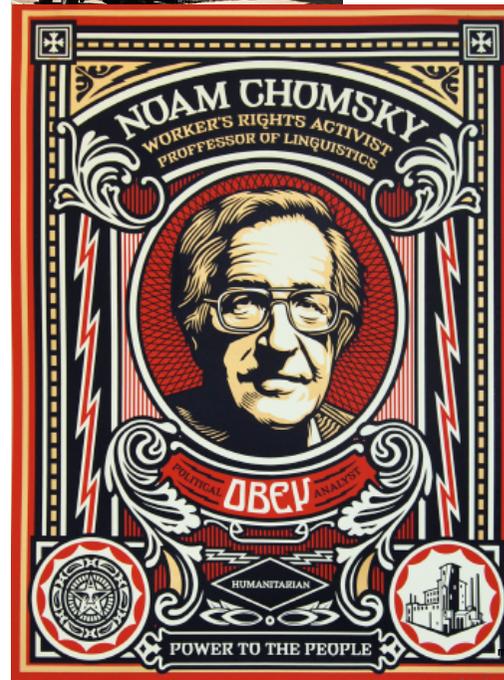
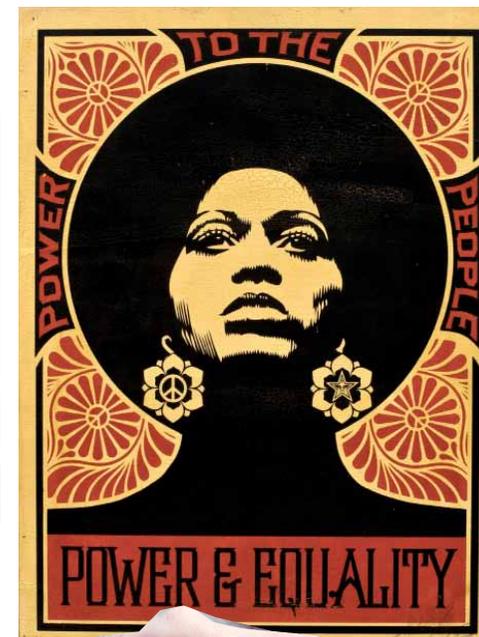
Zeig mir deine Fingernägel, und ich sag dir, wer du bist: Blickt man Shepard Fairey auf die Hände, hat man gleich eine ziemlich gute Vorstellung von seiner Arbeit. An Zeigefinger und Daumen klebt immer noch ein bisschen Farbe, mehrere Fingernägel sind dunkelblau. Es sind die Hände eines Handwerkers, genauer: eines Kunsthandwerkers. Die Bilder des Amerikaners findet man in den öffentlichen Räumen der Städte – an Wänden, auf Straßenschildern, auf Plakaten und Stickern. Zusammen mit Fairey und einer Handvoll anderer prominenter Vertreter hat die Street-Art – einst als illegaler, aktivistischer Subkultur-Kult verschrien – in den letzten zehn Jahren ihren Siegeszug durch Museen und Galerien angetreten. Mittlerweile prangt sie sogar auf Cognacflaschen: Für die noble französische Brennerei Hennessy hat Fairey gerade ein Etikett gestaltet. Die Straße aber, sagt der 44-Jährige, ist immer noch seine liebste Leinwand. Während er mit seinem Flaschendesign um die Welt reist, hinterlässt er in jeder Stadt auch eine seiner berühmten Wandmalereien, sogenannte Murals. Aber fangen wir doch vielleicht erst mal ganz von vorne an.

Die Ursprünge deiner Kunst liegen in der Skateer-Kultur der 90er-Jahre. Angefangen hast du als Teenager in South Carolina. Was war es, was dich an dieser Subkultur damals so faszinierte?

Na ja, du musst wissen, Charleston, die Stadt, in der ich aufgewachsen bin, war auch für amerikanische Verhältnisse ziemlich konservativ. Da gab es für alles Regeln. Bis ich das Skateboarding für mich entdeckte. Ich musste dafür nicht in einem Sportteam sein oder eines dieser albernen Trikots tragen. Und dann war da gleichzeitig die Musik der Szene und ihre rebellische Kraft: Sex Pistols, The Clash, Black Flag, Dead Kennedys – all das hörten wir damals. Außerdem mochte ich die kreative Energie der Szene: Die Skateboard-Marken hatten all diese coolen, subversiven Grafiken mit der DIY-Ästhetik. All das zusammen – der Freiraum, das Unregulierte – befriedigte ein Bedürfnis, das ich vorher nur unterbewusst wahrgenommen hatte. ▶



Vielseitig und doch mit eigenem Stil: Die Werke von Shepard Fairey haben den Weg in die Popkultur gefunden – vor allem sein berühmtes „Hope“-Poster mit US-Präsident Obama (u.r.)



Erinnerst du dich noch an deine erste Begegnung mit Street-Art und daran, was sie mit dir machte?

Ja, das war 1987, als ich für mein letztes Highschool-Jahr auf einem Kunstinternat in Kalifornien war (*an der Idyllwild Arts Academy - Ann. d. Red.*). Wir haben von dort aus einen Ausflug nach Los Angeles gemacht, und ich erinnere mich noch genau, dass ich an jeder Ecke in Downtown L.A. Street-Art sah. An einen Stromkasten hatte jemand ein Porträt von Ronald Reagan gesprüht: sehr unvorteilhaft, die Haut hing fettig um den Kiefer. Darüber stand in Großbuchstaben „Contra“ und darunter „diction“ – zusammen: Widerspruch. Das war zur Zeit der Iran-Contra-Affäre, als rauskam, dass Reagan geheime Waffengeschäfte mit dem Iran gemacht hatte.

Und du hast dich damals schon für Politik interessiert?

Ja, und zwar weil ich Punkrock gehört habe! Bei den Dead Kennedys gibt es zum Beispiel diese Zeile: „When cowboy Ronnie comes to town. Forks out his tongue at human rights.“ Oder The Clash sangen: „Dollar is giving the orders. And they can't afford to miss a word.“ Politik war also etwas, zu dem ich über Musik Zugang fand. Und was mich an dem Reagan-Bild so fasziniert hat, war der Einsatz von Kunst im öffentlichen Raum, um Politik zu kommentieren. Street-Art bedeutet Freiheit. Das habe ich später während meines Designstudiums besonders zu schätzen gelernt, wo alle hyperkritisch mit Kunst umgingen. Da es immer nur diesen lähmenden Gedanken, dass es alles zwar eh schon gegeben hat. Auf der Straße ist das völlig egal.

Musik ist auch später immer ein großer Teil deiner Arbeit geblieben, du hast zum Beispiel Artwork für Bands wie Smashing Pumpkins, Led Zeppelin und The Rolling Stones designt. Denkst du, Musik kann noch mehr Macht haben als ein Bild?

Das ist schwierig zu sagen. Auf jeden Fall gibt es bestimmte Prozesse, die ich immer versucht habe, aus der Musik auf meine Bilder zu übertragen. Musik kann ja wahnsinnig demokratisch sein, weil sie praktisch jedem Zugang bietet: ob auf physischer oder emotionaler oder auch intellektueller Ebene durch die Texte. Mein Ziel es immer gewesen, dass meine Bilder auf genauso vielen unterschiedlichen Ebenen funktionieren. Dass sie dich hineinziehen in ihre Welt, ob du willst oder nicht.

B

Bevor ihm 2008 für sein ikonisches Obama-„Hope“-Poster riesige Aufmerksamkeit entgegenschlug – der „New Yorker“ nannte das Bild „die wirkungsmächtigste politische Illustration Amerikas seit ‚Uncle Sam Wants You‘“ –, war Shepard Fairey in der Skateboard- und Street-Art-Szene vor allem durch seine „Obey Giant“-Aktionen bekannt. Angefangen hatte er damit bereits 1989 als Designstudent an der Rhode Island School Of Design. Hauptbestandteil der Sticker, später auch Plakate und Murals ist eine Illustration des Wrestlers „André The Giant“ und verschiedene, teils absurde Slogans. Später verband Fairey dies mit einem Element aus John Carpenters Sci-Fi-Kultfilm „Sie leben“: Schilder mit der Aufforderung „Obey“ – „Gehorche“. Innerhalb der Szene verbreitete sie sich rasend schnell, und man fand sie in den frühen 90ern überall in den Großstädten der Ostküste.

DER MAGAZIN „NEW YORKER“ NANNT FAIREYS „HOPE“-POSTER EINE DER WIRKUNGS-MÄCHTIGSTEN ILLUSTRATIONEN UNSERER ZEIT

FAIREY TALE

Shepard Fairey, geboren 1970 in South Carolina, ist Grafiker, Illustrator und einer der bekanntesten zeitgenössischen Street-Art-Künstler. Ende der 80er-Jahre begann er zunächst seine Karriere mit der Sticker-Aktion „Andre The Giant“, die auch außerhalb der Street-Art-Szene gewissen Kultstatus erreicht hat. Bekannt wurde er 2008 während des Präsidentschaftswahlkampfs mit seinem ikonischen Obama-„Hope“-Portrait. Er lebt und arbeitet in L.A.

Begonnen hat alles mit den „André The Giant“-Stickern. Warum, glaubst du, hatte dieses simple Konzept eine so starke Wirkung? Die Sticker haben sich ja unglaublich weit verbreitet, ohne offensichtliche politische Kunst zu sein oder eine andere klare Botschaft zu haben.

Als ich anfang mit den Originalstickern, war das alles erst mal nur als Insiderwitz unter Freunden gedacht. Ich hatte das Bild von André The Giant zufällig in einer Zeitung entdeckt und fand es cool. Ohne dass ich es geplant hätte, sind die Sticker zu einem Mund-zu-Mund-Phänomen geworden: zu einer Art Punk-Kettenbrief. Ich habe erst später, als die „Obey“-Motive schon weit verstreut waren, angefangen, nach möglichen Gründen zu suchen. Eine Erklärung fand ich bei den Sex Pistols, genauer bei Malcolm McLaren und Punk-Grafikdesigner Jamie Reid, die sich viel mit Guy Debords Ideen des Situationismus beschäftigten: dass eigentümliche Szenen oder Bilder die Leute aus ihrer Routine reißen. Und dann ist da zweitens Heidegger mit seinem Konzept der Phänomenologie. Habe ich wirklich gelesen. Und ich verstehe ihn da ähnlich: Dass dich erst besondere Erlebnisse dazu bringen, über deine Umgebung nachzudenken, weil man sich neu dazu in Bezug setzen muss. Heidegger hat ja immer nach Wegen gesucht, Gegebenheiten zu hinterfragen. Genauso war es mit den Stickern. Sie waren plötzlich da. Sie waren absurd und blieben unerklärt. Alles, was so aus der Norm fällt, hat eine große Wirkung. Und gerade weil ihre Botschaft so unklar war, denkt sich jeder was Eigenes dazu. Die Offenheit bedingt die virale Kraft.

Das Phänomen als Prozess, in dem sich etwas aus sich selbst heraus manifestiert.

Ja, genau. Ich versuche meine Kunst immer noch so zu verstehen. Auch wenn die Themen mittlerweile ein bisschen klarer geworden sind. Die Idee der Phänomenologie ist aber immer mein Ausgangspunkt.

Du hast hier in Berlin ein neues Mural angefertigt mit einigen deiner typischen Symbole: die Rose, das Peace-Zeichen, ein kleiner Obey-Schriftzug. Mich erinnert das Bild an den deutschen Fluxus-Künstler Joseph Beuys. Es gibt ein Multiple von ihm: eine Rose in einem Messzylinder, „Rose für direkte Demokratie“, die 1972 in seinem 100-Tage-Büro auf der „documenta V“ stand.

Ich mag Beuys. Ich kenne zwar dieses Stück nicht, aber ich stimme ihm in seiner Idee zu, Kunst als soziale Plastik zu verstehen, als Mitgestaltung der Gesellschaft. Das ist etwas, das ich an Street-Art so liebe: Völlig unabhängig von Motiv oder Stil ist sie immer schon ein künstlerisches Statement, während sie noch entsteht: ein Akt des Ungehorsams. Es erfordert Courage, das in der Öffentlichkeit zu machen und nicht in der sicheren, abgeschlossenen Welt von Museen und Galerien. Das Medium, wie es bei Marshall McLuhan heißt, ist immer schon die Botschaft. Abgesehen davon ist die Rose ein starkes Symbol, das ich immer wieder verwende, um die Leute dazu zu ermutigen, nach der schönen Seite ihrer Menschlichkeit zu suchen: mal wieder zu fragen, wie man Dinge besser machen könnte, anstatt feindselig und ängstlich zu sein. Und einer meiner Vorschläge ist eben: „Make art, not war.“

Beuys sagte auch: „Jeder Mensch ist ein Künstler.“

Stimmt. Das ist auch so eine Sache, die ich an Street-Art so liebe: dass sie anderen Menschen als Vorbild dienen kann, die Dinge auch selbst in die Hand zu nehmen, irgendwas beizutragen. Es geht immer um Selbst-

ermächtigung, aber auch um den Anreiz, den das auf andere haben kann. Für die handgemachten Stempel und Sticker, mit denen ich angefangen habe, muss man weder ein Virtuose noch besonders talentiert sein. Ich habe mir die Technik angeeignet. Es gibt Motive, die ich immer und immer wieder von Neuem begonnen habe, so lange, bis ich zufrieden war. Das kann jeder, der sich Zeit nimmt und ein paar Ideen hat.

G

Graffiti, Pop-Art, Babara Krugers Plakatkunst, Punk-DIY-Ästhetik, Konzeptkunst – die Street-Art von Fairey ist aus vielen verschiedenen Einflüssen heraus entstanden. Es ist politische Kunst mit einer kontrastreichen Bildsprache, die absichtlich nicht bloß einfach, ernsthaft oder ironisch sein will, sondern nach einem Gleichgewicht sucht. Immer wieder wurde aber auch Kritik an Fairey laut, auch weil er im Auftrag von großen Unternehmen wie Pepsi arbeitete und damit die Kommerzialisierung der Street-Art als Underground-Kunst vorantrieb. Und so hängt er 2014 irgendwo zwischen alter Street-Credibility und seinem Status als etablierter Künstler: Hängen die Werke eines Künstlers erst mal in der National Portrait Gallery in Washington, ist er wohl kaum länger Außenseiter. Insider ist er als Street-Artist aber auch nie.

Es gibt in deinen Bildern Elemente, die sich immer wiederfinden – ob auf Stickern, Plakaten oder Wandbildern: Sterne zum Beispiel oder die Farbe Rot. Das ist auch der Grund, weshalb deine Bilder an russische Propagandaplakate aus der frühen kommunistischen Ära erinnern. Gleichzeitig spielt die Optik mit Signaleffekten aus der Werbung. Wie ähnlich sind sich Werbung und Propaganda?

Ich denke, Werbung ist die Propaganda der westlichen Welt, die überzeugungskräftigste von allen. Um die Leute zum Kaufen zu verführen und zu manipulieren, wird jede Methode genutzt, die sinnvoll erscheint. Das ist natürlich gefährlich, aber ich sehe mich nicht als Patriarch, der die Menschen davor schützen muss. Ich erinnere sie nur daran, wie ähnlich sich Werbung und Propaganda oft sind, diese Vorgänge zu hinterfragen. Wenn jemand mich fragt, ob meine Bilder Propaganda sind, antworte ich immer: Ja, sind sie, aber es ist Gegenpropaganda. Propaganda versucht das Gespräch mit einem Ausrufezeichen zu beenden. Meine Bilder sollen die Diskussion noch mal ganz neu in Gang bringen.

Auch dein berühmtes „Hope“-Plakat von Barack Obama wurde von einigen als Propaganda interpretiert, weil es dabei ums Ikonisieren, nicht ums Argumentieren ging. Hattest du damals auch nur die leiseste Vorahnung, welche Symbolwirkung dieses Bild haben würde?

Nein, damit kann man gar nicht rechnen. Als ich es entworfen habe, habe ich vor allem nach einem Weg gesucht, es cool genug erscheinen zu lassen, um junge Leute anzusprechen. Das Letzte, was die wollen, ist, dass man ihnen erklärt, was das Beste für Amerika ist. Aber es sollte auch universell genug sein, um den Mainstream anzusprechen. Ich wollte die konservativen Leute mit dem Look nicht abschrecken. Ich vermute mal, diese Balance ist mir ganz gut gelungen. Ich glaube aber, dass das Bild, als diese eine Darstellung des Aufbruchsgedankens, auch ein

„IN AMERIKA GIBT ES VIELE REAKTIONÄRE ARSCHLÖCHER, DIE DEN KONTINENT NOCH NIE VERLASSEN HABEN. EDWARD SNOWDEN DAGEGEN IST EIN HELD.“

ganz anderes hätte sein können. Das Phänomen Obama hat ja nicht mein Bild geschaffen, das war ja längst da. Mein Poster war nur ein Symbol, auf das sich Menschen beziehen konnten.

Sagen wir, du würdest so ein Poster im Jahr 2014 noch einmal machen wollen: das Portrait einer vergleichbar wichtigen Persönlichkeit, die für Hoffnung und Fortschritt steht. Wer wäre das?

Ich bin nicht sicher. Wenn es ein Politiker sein soll, dann wahrscheinlich Elizabeth Warren. Sie sitzt für Massachusetts im Senat und war eine der wichtigsten Verfechter des Dodd-Frank-Acts, der nach der Krise den Finanzmarkt stabilisieren sollte. Für mich steht sie für Dinge, die ich sehr wichtig finde: Transparenz und Verbraucherschutz.

Was ist mit Edward Snowden?

Ja, von ihm habe ich ja schon letztes Jahr ein Porträt gemacht. Ich halte ihn für einen großen Helden. In Amerika gibt es so viele reaktionäre Arschlöcher, die den Kontinent noch nie verlassen haben und alles glauben, was ihnen bei Fox News erzählt wird: Amerikaner sind die Besten, und sie haben immer recht. Mir wird ganz schlecht, wenn ich daran denke, wie viel Mut es Snowden gekostet hat, eine so abscheuliche Vorgehensweise zu enthüllen und zu wissen, dass er dafür gejagt wird wie ein wildes Tier.

Bist du enttäuscht von Obama?

Ja, das bin ich schon, aber ich bin auch enttäuscht von einem ganzen Land. Was ich gelernt habe, ist auf jeden Fall, nicht alle meine Hoffnungen auf Wandel in eine einzige Person zu setzen. Darum entwerfe ich mittlerweile auch lieber Bilder, in denen es um bestimmte Themen geht, nicht um Politiker. Die Probleme bleiben, während Politiker ständig wechseln. Darum muss man die Debatte ständig neu anfeuern. **me.**

Eines seiner ersten Werke war die Idee für die „Obey“-Plakate, woraus sich eine weltweite Kampagne entwickelte

